

1897  
Borna



# Gestern und heute

in der alten Bornaer Holzühle

# Lieber Freund!



Wir haben heute mit Ihnen einen Besuch vor. Kennen Sie unsere Kreisstadt Borna? — Ja? — Umso besser. Dann können wir Sie einmal zu einem kleinen Spaziergang einladen. Sie wissen bestimmt, daß in Borna die Braunkohlenindustrie vorherrschend ist. Viele Kumpel leisten dort Vorbildliches für unsere Wirtschaft und versorgen uns nicht nur mit Kohle und Elektrizität, sondern auch mit vielen anderen wichtigen Produkten, wie Schwefel, Rohkarbolsäure, Paraffin und was es da noch alles gibt.

Aber nicht an die Produktionsstätten soll Sie unser Spaziergang führen, sondern wir wollen uns mit denen unterhalten, die diese Leistungen vollbringen. Das sind außer den Arbeitern die Angehörigen der Intelligenz, unsere Handwerker, die Angestellten der volkseigenen Betriebe, kurz, das sind alle die werktätigen Menschen, die beim Aufbau unserer Wirtschaft tatkräftig mithelfen. Und Sie sollen Zeuge sein und uns in irgend ein Haus in Borna begleiten.



Wenn Sie vom Karl-Marx-Platz aus die Dr.-Wilhelm-Külz-Straße hinunter gehen und um die Ecke der Klara-Zetkin-Straße biegen, stehen Sie in der Mühlgasse.

Auf der linken Seite dieser Gasse finden Sie ein Haus mit der Nummer 2 a. Als aufmerksamer Beobachter erkennen Sie an der Längsseite ein Relief, das die alte Holzmühle darstellt; gehen Sie um das Haus herum, dann ist an der Giebelseite das alte Pegauer Tor und die Stadtmauer zu sehen. Davor liegt die alte Holzmühle.

Dieses Haus ist in den zwanziger Jahren zum Wohnhaus umgebaut worden. Wir sind nun schon gut Freund miteinander und deshalb hat es uns einiges aus seiner Geschichte erzählt:



Wo heute meine Grundmauern stehen, stand seit Jahrhunderten eine Mühle. Sie gehörte zu den vier Mühlen, die im Bereich der Stadt Borna lagen. Heute stehen davon noch die Königsmühle, die Malzmühle und wenn man mich noch als alte Holzmühle bezeichnet, dann bin ich

die dritte im Bunde. Von der vierten ist heute nichts mehr zu sehen. Sie stand hinter der Dinterschule.

1492 wurde ich das erste Mal in einer Urkunde erwähnt, als mein Besitzer mich an die Stadt Borna für 131 Schock und 40 Groschen verkaufte. Die Stadt hatte damals mit mir große Sorgen, denn die auf mir liegenden Lasten brachten nur wenig finanzielle Vorteile. Mein Pächter hatte immer wieder Streitigkeiten mit den Leuten. Sie sagten ihm nach, daß er allzu tief in fremde Säcke greife. In einer Urkunde kann man von Klagen über den Holzmüller lesen, da er „zu viele gense halte, welches den verdacht mache, er müsse desto besser in die secke greiffen“.

Ja, ja, die Müller hatten's damals nicht leicht, — Pacht bezahlen, sich mit den Leuten herumärgern und dabei sollten sie auch noch gutes Mehl mahlen. Deshalb wechselten auch sehr oft die Besitzer.

In meiner unmittelbaren Nachbarschaft stand das Pegauer Tor. Es war etwas größer gebaut, als das heute noch stehende Reichstor, da in seinen Mauern die Folterkammern der damaligen Stadt Borna untergebracht waren. Viele, viele Menschen habe ich in diesem Bau verschwinden sehen, abgeführt von den Scharfrichtern und Henkern. Manche Nacht klang das Stöhnen der Gefolterten sogar bis zu meinem Gemäuer herüber.

Bis zum Jahre 1758 lag ich noch außerhalb der Stadtmauern und wenn abends die Stadttore geschlossen wurden, lagerten sich die Reisenden, da sie nicht mehr in die Stadt konnten, im Schutz meiner Mauern. Damals war das Leben dieser Menschen nicht leicht und ich sah edle, reiche Kaufleute zu Pferde reiten und tausende armer Bürger, die als Knechte und Mägde, als Handwerksgesellen und als Leibeigene Tag für Tag ihr Brot hart verdienen mußten.

1830 hauchte ich dann mein Leben aus und wurde bei einem furchtbaren Brand vernichtet. Wieder aufgebaut diente ich, wie ehemals als Holzmühle, bis ich dann in den zwanziger Jahren endgültig Wohnhaus wurde.

Es wird Sie gewiß langweilen, wenn ich Ihnen noch länger von meinem Leben erzähle. Es ist interessanter, einmal meine jetzigen Bewohner und ihr Leben kennenzulernen. Deshalb haben wir Sie auch zu einem kleinen Besuch eingeladen.



Wenn Sie durch die Haustür in das Erdgeschoß treten, stehen Sie vor zwei Wohnungen. Auf der linken Seite grüßt das Zeichen des Bergmannshilfsdienstes. „W. Syrbe“ steht auf dem Türschild.

Kollege Syrbe arbeitet als Isolierer im volkseigenen Braunkohlenwerk Großrössen (Werk Lobstädt). Er zog damals gleich nach dem Umbau ein. Wie oft ist er vor 28 Jahren gelaufen, um endlich eine Wohnung zu bekommen. Erst nachdem sich der inzwischen verstorbene Heinig, damalig Stadtverordneter, darum kümmerte, klappte es dann.

Herr Syrbe, der jahraus, jahrein fleißig in der Braunkohlenindustrie gearbeitet hat, wird vielen von Ihnen bestimmt nicht unbekannt sein. Schon lange ist er gesellschaftlich tätig. Recht interessant ist's, ihm zuzuhören, wie er im Werk Witznitz mal gemäßregelt wurde, da er bei einem Streik in der Leitung mitgearbeitet hatte. Bei diesem Streik ging es einzig und allein nur

darum, den Arbeitern etwas mehr Lohn zu zahlen, damit ein Ausgleich für die ständig steigenden Preise geschaffen werden konnte. Das Streikrecht war den Arbeitern zwar laut Verfassung der Weimarer Republik garantiert, aber trotzdem flog Herr Syrbe auf die Straße.

Nach einiger Zeit fand er Beschäftigung bei einem Bornaer Baumeister. Als kurz darauf die Deutsche Erdöl-AG gebaut wurde und Herr Syrbe mit auf dem Gerüst stand, wurde er wieder entlassen, weil einer der Bauherren über seine aktive Teilnahme am Streik informiert war.

So ist es also damals um die Demokratie der Weimarer Republik bestellt gewesen, die von manchen unserer Mitmenschen heute noch nicht ganz durchschaut wird.

Das war jedoch nicht der einzige Streik, an dem Herr Syrbe teilgenommen hat.

Ich habe ihn einmal gefragt, wie er zur Arbeiterbewegung kam. Er sagte mir darauf:

„Wir wurden als Arbeiter direkt dazu gezwungen, den Unterschied zwischen uns und den Kapitalisten zu sehen. — Als ich 13 Jahre alt war, besuchte uns ein Onkel aus Chemnitz, dem heutigen Karl-Marx-Stadt. Meine Eltern, mein Onkel und wir Kinder gingen nachmittags in den Ratskeller. Vater und Onkel trugen rote Krawatten. Als wir schon eine Weile saßen und uns noch immer kein Kellner bediente, rief ihn mein Vater an. Der Kellner erwiderte jedoch darauf: „An Sozis darf ich kein Bier ausschenken!“

Dieses Erlebnis hat sich fest in mein Gedächtnis eingepreßt. Der Arbeiter war eben ein Mensch dritter Klasse und dagegen mußten wir uns wehren. Das konnte nur durch den Zusammenschluß aller Werktätigen geschehen. —

Heute haben wir es in der DDR nicht mehr nötig, uns gegen kapitalistische Ausbeutung zu wehren. Unsere Regierung ist eine Arbeiter- und Bauernregierung. Wenn wir die vergangenen Jahre betrachten, dann muß jeder sagen, daß wir ein ganzes Stück vorwärts gekommen sind.

Wenn Arbeiter, Bauern und werktätige Intelligenz zusammenhalten, werden wir uns gemeinsam mit unserer Regierung ein besseres Leben schaffen. Ich habe mich im Kapitalismus oft genug für das Wohl aller Werktätigen eingesetzt, ich werde das unter den jetzigen Verhältnissen, da wir selbst unser Leben bestimmen, freudig weiterhin tun. Das ist für mich eine Selbstverständlichkeit.“



Wir treten wieder in den Hausflur. Gegenüber wohnt Familie Trzebinski. Auf unser Klingeln öffnet uns ein freundliches Mädchen. Es ist die Tochter Inge. Wenige Minuten später sitzen wir gemeinsam mit der Familie Trzebinski im Wohnzimmer und hören aus ihrem Leben.

„Ich kam 1921 aus der Schule,“ erzählt uns Frau Trzebinski, „und konnte trotz meiner guten Zensuren nichts lernen. Wir waren zu Hause neun Geschwister, der Vater Bergarbeiter mit einem geringen Verdienst und schon zeitig mußten wir unser Brot selbst verdienen.“

Mir ist es so gegangen, wie vielen anderen jungen Mädchen auch, Dienstmädchen bin ich geworden, das war so in der damaligen Zeit vorgezeichnet, als man noch die Meinung vertrat, daß eben ein Arbeiter Arbeiter bleiben müsse.

Wie anders dagegen geht es doch heute unserer Jugend. Meine Inge besucht die Oberschule. Obwohl sie keine besseren Zensuren hat, als ich damals auch, erhält sie ein Stipendium von DM 60,— im Monat. Arbeiterkinder gab es damals ganz selten an den Oberschulen. Alles, was mir versagt und verschlossen blieb, steht ihr heute offen. Sie kann sich ihren Beruf nach ihren Fähigkeiten wählen und wird dabei von unserer Regierung in jeder Weise gefördert und unterstützt.



**Familie Trzebinski vor der alten Holzmühle**

Unsere Oberschulen und Universitäten stehen heute allen offen. Das ist der Ausdruck unserer Demokratie, der Demokratie der Arbeiter und Bauern.

Meiner ältesten Tochter Helga, die 1942 die Schule verließ, ist es genau so gegangen wie mir. Weil sie nicht im BDM, der faschistischen Mädchenorganisation war, erhielt sie keine Lehrstelle. Sie ging als ungelernete Arbeiterin ins Werk. Vorher aber mußte sie ihr Haushaltjahr durchmachen. Für DM 13,— monatlich arbeitete sie von früh bis abends. Dadurch bekamen einige Wenige billige Arbeitskräfte.

Heute hat Helga einen gesicherten Arbeitsplatz und auch sie kann sich ihren Neigungen und Fähigkeiten entsprechend qualifizieren. Ich möchte besonders betonen, einen gesicherten Arbeitsplatz."

Herr Trzebinski, der bis jetzt dem Gespräch schweigend zuhörte, fällt darauf seiner Frau ins Wort:

„Ich habe sehr oft von den kapitalistischen Unternehmern in meiner Lohn-tüte die Kündigung gefunden und flog auf die Straße. Das bißchen gesparte Geld ging dann während der Arbeitslosigkeit wieder dahin. Von der Arbeitslosenunterstützung konnte man weder leben noch sterben. Das ist es aber gerade, was die Monopolkapitalisten brauchen: ein Heer von Arbeitslosen, das zu jeder Zeit bereit war, auch für niedrigere Löhne zu arbeiten und ihre Taschen füllen half. Heute ist es in Westdeutschland noch so.

Am 17. Oktober finden in unserer Deutschen Demokratischen Republik Volkswahlen statt. Ich weiß, wem ich meine Stimme gebe, den Kandidaten der Nationalen Front des demokratischen Deutschland. Diese Kandidaten garantieren mir meinen Arbeitsplatz."

\*

Als wir uns mit freundlichen Worten verabschiedet hatten, stiegen wir die erste Treppe hinauf, bis wir wieder vor einer Wohnungstür stehen. An einem kleinen Schildchen können wir den Namen „E. Kinner“ entziffern, und als wir kaum den Finger auf den Klingelknopf gedrückt hatten, befanden wir uns einem etwa achtjährigen Jungen mit blonden Haaren gegenüber. „Vati und Mutti sind noch daheim,“ erklang seine helle Kinderstimme. Wir traten ein und dann tat sich vor uns ein neues Menschenschicksal auf, von dem Herr Kinner erzählte.

„Ja, mein Weg bis in dieses Haus ist recht verschlungen. Meine Wiege stand im Waldenburger Steinkohlenrevier. Dort waren meine Vorväter Bergleute. Als ich im April 1925 aus der Schule ging, wählte Deutschland seinen zweiten Reichspräsidenten. Er hieß Hindenburg. Er war also Reichspräsident — und ich Schlosserlehrling.

Ich lernte aber nur ein Jahr. Da kam es in unserer „Bude“ zur Kurzarbeit. Von 6 Tagen in der Woche wurde nur an vier Tagen gearbeitet. Da ließ ich die Schlosserei fahren und ging auf eine staatliche Aufbauschule. Im Frühjahr 1932 legte ich die Reifeprüfung ab!



Herr Kinner am Tage des Friedens, zum Beginn des Schuljahres 54/55

Gerade um diese Zeit wählte Deutschland wieder seinen Reichspräsidenten. Auch ich! Es war meine erste Wahl! Und wieder hieß er — Hindenburg! Ich hatte falsch gewählt und mit mir viele andere. Ich ahnte damals nicht, wie verhängnisvoll auch für mich diese Wahl werden sollte. Was für ahnungslose Hagestolze waren wir Abiturienten damals alle!

Wir waren zwar sechs Jahre durch die höhere staatliche Lehranstalt der Weimarer Republik gegangen, aber von der Politik wurden wir bewußt zurückgehalten.

Über Heinrich Heine, Heinrich Mann und wie sie alle heißen, wurde im Unterricht auch nicht ein Wort verloren, dafür aber Wochen auf das Studium von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ verwendet. Vollgestopft mit fachlichem Einzelwissen waren wir, aber völlig blind und unwissend gegenüber der gesellschaftspolitischen Entwicklung! Dabei wollte ich Lehrer werden! Es wurde nichts daraus.

Zwei Monate vor dem Abitur schloß die preußische Regierung sämtliche pädagogischen Hochschulen. Wozu auch Lehrer ausbilden, wenn Zehntausende arbeitslose Junglehrer auf ein Lehramt warteten? Sie gehörten zu den sieben Millionen Arbeitslosen des Jahres 1932.

Ich war glücklich, als ich eine kaufmännische Lehrstelle fand und mit 21 Jahren 25,— DM verdiente.

Das war das Ende meines „Bildungsganges“ zwischen zwei Hindenburgwahlen!

Ich war kein Einzelfall, sondern das war charakteristisch für diese Zeit! Ein Jahr später stürzte Deutschland tief hinab in den Hitlerfaschismus!

Im Jahre 1937 schien es, als sollte es für mich noch einmal aufwärts gehen! Es wurden dringend Lehrer gebraucht! Die Nazis stellten keine besonderen „politischen“ Vorbedingungen mehr. Ich wurde in die Hochschule aufgenommen, aber Stipendium erhielt ich nicht. Deshalb borgte ich mir 2000,— DM bei meinem Direktor Meyer-Kauffmann und begann, nun bereits 27 Jahre alt, mit erheblichen Schulden belastet, das Studium!

Am 4. September 1939 beendete ich mein Studium, da rollten bereits Hitlers Panzer auf Warschau zu. Der zweite Weltkrieg war von den Nazis vom Zaune gebrochen worden. Wieder waren sieben Jahre vergangen, wie damals zwischen den beiden Hindenburgwahlen — und am Ende dieses zweiten Bildungsganges stand die Perspektive des Tötens — der Krieg.

Als ich aus dem furchtbaren Krieg zu meiner Familie heimkehrte. — meine neue Heimat war im Ergebnis der deutschen Tragödie nun Sachsen geworden — brannte nur ein Verlangen in mir, nach den Ursachen zu forschen und die Gründe zu entdecken, weshalb Deutschland in eine solche nationale Katastrophe stürzen mußte!

Ich fand die Wahrheit bei Karl Marx und Friedrich Engels, bei Lenin und Stalin. Ich fand den Weg zur Partei der Arbeiterklasse, die mich erzog. Ihr verdanke ich mein neues Leben.

Heute bewohne ich mit meiner Frau, meinen drei Buben, die alle die Dinterschule besuchen und Monika, der „Ältesten“, die am 1. September ihren Unterricht an der Oberschule Borna begann, in der „Alten“ Mühle ein Vierzimmerwohnung. Ich aber bin Direktor dieser Oberschule. Und weil ich weiß, was mir als Schüler fehlte und als Abiturient, als kaufmännischer Lehrling

und als Student, deshalb bemühe ich mich mit Fleiß und Leidenschaft um die patriotische Erziehung meiner Schüler und Lehrer!

Es darf bei keinem deutschen Menschen mehr darüber Unklarheit geben, wer die Kriege macht und warum sie gemacht werden. Es sind dieselben „Hindenburgs“ und „Hitler“, die Militaristen und Junker, die Kapitalisten und Faschisten von damals, die den 3. Weltkrieg vorbereiten.

Darum kann es in dieser Stunde nur eins geben: im geeinten Friedensblock zusammenzustehen gegen den Block des Krieges.“

\*

Nach diesem Gespräch klingelten wir an der Wohnung gegenüber. Dort wohnt die Familie H. Walther. Eine ältere Frau, Frau Waxner, wie wir dann erfahren, öffnete uns. Sie wohnt bei ihrem Schwiegersohn und ihrer Tochter zur Untermiete. Von ihr erfuhren wir, daß sie krank sei und sich für nichts interessiere. Seit vier Jahren wohnt sie in diesem Haus, aber sie habe sich um gar nichts gekümmert, wegen ihrer Krankheit.

Wie sie uns erzählt, war sie Umsiedlerin und deshalb ist sie froh, daß sie hier eine neue Heimat gefunden hat. Um diese neue Heimat nicht zu verlieren, wird sie am 17. Oktober zur Wahl gehen.

Sie sagt uns dann, daß ihre Kinder gegenwärtig verreist sind. Ihr Schwiegersohn arbeitet als Angestellter im volkseigenen Ferrolegierungswerk Lipendorf.

Wir verabschiedeten uns und steigen eine Treppe höher. Frau Habeck öffnet uns, ihr Mann ist augenblicklich nicht da, muß aber gleich kommen. Während wir uns bekannt machen, erscheint er bereits. Er arbeitet im Volkseigenen Handelskontor für Zucht- und Nutzvieh. Auf unsere Frage nach seiner Ansicht über unser gegenwärtiges Leben antwortet er:

„Wenn ich zwischen den Zeiten vor dem ersten Weltkrieg, meiner Kinder- und Jugendzeit und zu den Verhältnissen heute in der DDR Vergleiche ziehe, so bestehen wesentliche Unterschiede in der Lebenshaltung.“

Wie unendlich schwer ist es doch meinen Eltern gefallen, die Kinder groß zu ziehen, zu ernähren und die vier Jungen einen Beruf erlernen zu lassen! Der Vater brachte als Zimmermann sehr selten einen Wochenlohn von 20,— DM mit nach Hause, höchstens, wenn er weit über 8 Stunden gearbeitet hatte. Schmale Kost mußte da den Ausgleich schaffen. Wer von den Kindern arbeitsfähig war, mußte neben der Schule durch Botengänge, Kegelaufstellen, Kohlentragen usw. mithelfen, das tägliche Brot zu verdienen.

Fertigkleidung konnte nicht gekauft werden. Mutter schneiderte das alles aus anderen abgetragenen Stücken selbst. Die Paßform spielte dabei keine Rolle.

Meinem Vater war nicht die Möglichkeit gegeben, sich weiterzubilden. Es fehlte damals die Förderung durch die Regierung. Die fehlende Organisation der Arbeiterschaft wirkt sich zu deren Nachteil aus. Heute dagegen steht jedem Arbeiter und jedem Arbeiterkind der Weg offen, sich weiterzubilden. Durch die großzügigen Maßnahmen unserer Arbeiter- und Bauernregierung hat sich auf allen Gebieten die Lebenshaltung entschieden verbessert. Statt Kinderarbeit gibt es heute Ferienlager, Weiterbildung an Volkshochschulen, Arbeiter- und Bauernfakultäten und Fernstudium.

Damit uns allen die fortschrittlichen Errungenschaften erhalten bleiben, gehört meine Stimme am 17. Oktober den gemeinsamen Kandidaten der Nationalen Front.

\*

Inzwischen hat sich Herr Kanitz zu uns gesellt. Er ist der Schwiegervater des Herrn Habeck, übrigens ein Veteran der Arbeiterbewegung. Im Nu ist wieder eine recht angeregte Unterhaltung im Gange. Vieles hat Vater Kanitz in seinem langen Leben schon mitgemacht und ehe wir eine Frage an ihn stellen, beginnt er schon aus seinem Leben zu erzählen.

„Ja, wissen Sie,“ beginnt er bedächtig, „damals war es ein Risiko, sich politisch zu betätigen. Natürlich durfte keiner merken, daß man organisiert war.“

Ein Erlebnis will ich erzählen. Ich war Tischler in einer Tischlerei, die etwa 20 Mann beschäftigte. Ein junger Geselle hatte sich im Holzarbeiterverband organisiert und das merkte doch unser „Chef“. Ich kann mich noch genau entsinnen, die Hobelbank des Gesellen stand in einer Ecke der Werkstatt. An jenem Tage, da es der „Chef“ gerade erfahren hatte, arbeitete der Geselle an einem Schlafzimmerschnank. Mit einer Leiste schlug der „Chef“ den Gesellen von hinten über den Rücken und warf ihn hinter die Hobelbank.

Dabei schrie er ihn an: „Solche wie Dich kann ich in meinem Betrieb nicht gebrauchen. Hol' Dir die Papiere.“ Ja, und ein Arbeitsschutzgesetz oder etwas Ähnliches gab es noch nicht. Das haben wir erst nach und nach erkämpfen müssen.

So war das auch mit dem Lohn. Als ich mit 14 Jahren in die Lehre eintrat, verdiente ich im 1. Jahr 1,— DM im Monat, den höchsten Lohn erhielt ich als 4jähr. Lehrling mit 4,— DM im Monat. Dabei hatte ich allerdings Essen und Wohnung frei. Fortgehen und vielleicht etwas erleben, stand uns da-



Herr Kanitz beim Holzholen

mals nicht zu. Unsere Arbeitszeit, die bis zum Dunkelwerden ging, erlaubte es nicht.

Aus dem politischen Leben vor 1914 ist mir noch in Erinnerung, daß die Wahlen in einer „harmonischen Ruhe“ vonstatten gingen. Was der Meister wählte, mußten auch wir wählen, denn er instruierte uns schon über seine Kandidaten.

Es gab 10—15 Parteien, aber die waren sich in ihrer Zielstellung alle einig, alle unterstützten den Kaiser, die Generale und die Rüstungsindustriellen. Man war damals sehr überrascht, als bei den Wahldemonstrationen die Rote Fahne mit der großen weißen 8 auftauchte, die der Bevölkerung sagte, kämpft für den Achtstundentag. — Ja, so war das damals. —

Aber auch Frau Kanitz hat es in ihrer Jugend nicht leicht gehabt. Sie kann ein Liedchen davon singen.

„Ich war Dienstmädchen bei einem Fleischer. Früh 3 Uhr mußten wir aufstehen. Feierabend gab es auch nach 21 Uhr nicht, denn bis zu diesem Zeitpunkt waren die Läden geöffnet. Es kam nicht selten vor, daß es erst 24 Uhr wurde, ehe wir uns ins Bett legen konnten.



Frau Kanitz liest die LVZ

Mein Verdienst? Nun, der war mehr als gering. Ich bekam im 1. Jahr monatlich 4,50 DM Lohn, der bis zum 4. Jahr auf 12,50 DM anstieg. Das war der höchste Satz, den es für Dienstmädchen überhaupt gab. Bei sparsamster Lebenshaltung konnte man dieses Geld nur dafür verwenden, um sich sauber und ordentlich zu kleiden.

Jetzt werden Sie mir sicher entgegenhalten, daß die Preise niedrig waren. Ich muß Ihnen aber sagen, daß eine Bluse 6,— DM kostete und das war die Hälfte meines höchsten Monatslohnes.

Wir sind heute Rentner und erhalten monatlich 100 DM. Natürlich kann man damit keine großen Sprünge machen, aber es reicht, um damit leben zu können. — Wir wissen ja, wie diese Gelder aufgebracht werden müssen, und wir wissen auch, was für ein trauriges Erbe wir nach 1945 übernommen haben. Es war doch ein Scherbenhaufen. Schließlich stehen wir ja noch mittendrin im Aufbau eines neuen Deutschlands.“

Und die Volkswahlen? — „Die sind richtig,“ fällt Herr Kanitz ein: „Wir betreiben eine Blockpolitik, und diese Politik muß sich auch in den Wahlen auswirken. Wir können doch nicht vier Jahre lang zusammenarbeiten, und für die Einheit Deutschlands kämpfen, um dann vor den Wahlen wieder auseinanderzulaufen und Parteienwahllisten aufstellen.“

In der Weimarer Republik war es beispielsweise nicht möglich, zwischen SPD und KPD eine Listenverbindung vorzunehmen. Das ließ die rechte

Führung der SPD nicht zu. Außerdem war das Kapital stark daran interessiert, daß sich die Arbeiter nicht vereinen, um Nutzen daraus zu ziehen. Von diesem Standpunkt sind die Kapitalisten auch heute noch nicht abgegangen.“

\*

Sie glauben gar nicht, wie bei solchen interessanten Unterhaltungen über vergangenes Leben die Zeit vergeht. Ein Blick auf die Uhr ließ uns erstaunen und wir mußten uns beeilen. An der nächsten Wohnung begrüßte uns Herr Stirn. Er ist jetzt Rentner. Früher unterrichtete er am Bornaer Realgymnasium in Physik. Heute steht dort an seiner Stelle sein Sohn. Bis vor kurzem wohnte er noch bei seinen Eltern, aber inzwischen hat er in den neugebauten Häusern für Ärzte und Angehörige der Intelligenz eine Dreizimmerwohnung erhalten.

Von ihm nahmen wir vor allem ein kleines Erlebnis um die Leipziger Messe mit auf den Weg. Doch lassen wir Herrn Stirn selbst sprechen:

„Die Leipziger Messe konnte ich in diesem Jahr selbst nicht besuchen, aber die Zahl der geschäftlichen Abschlüsse sind mir Beweis, daß sie ein großer Erfolg war. In diesen Tagen besuchte uns mein Sohn aus dem Westen. Er kannte die Messe von Hannover und schwärmte davon. Nachdem er aber die technische Messe in Leipzig besucht hatte, war er voller Begeisterung über das Gesehene und mußte erkennen, daß sie die Hannoverische Messe weit übertrifft.

Auf sozialem Gebiet ist die DDR meiner Meinung nach dem Westen ebenfalls überlegen, wenn ich auch gestehen muß, daß ich über die Einrichtungen im Westen auf diesem Gebiet nicht genau unterrichtet bin. Doch glaube ich kaum, daß der Westen etwas aufzuweisen hat, was unserer Sozialversicherung gleichkommt. Allerdings kann ich nicht verschweigen, daß einzelne Pensionen im Westen höher sind als hier.

Aber wenn ich bedenke, was bei uns alles schon geschaffen werden konnte, so ist das schon ein Grund, zuversichtlich in die Zukunft zu blicken und gemeinsam mit unserer Regierung für ein noch besseres Leben zu arbeiten.“

\*

Und nun steigen wir die letzte Treppe in diesem Wohnhaus empor, in dessen Vergangenheit sich eine lange Geschichte verbirgt. Gleich zwei Namensschilder lenken unsere Aufmerksamkeit auf sich. Ja, wen nun zuerst besuchen? Wir entscheiden uns für Frau Eichner, haben aber Pech, denn sie ist berufstätig und arbeitet beim Postamt.

Bei ihr wohnen aber die Eltern. Herr Böhm ist 79 Jahre alt, „ebenso alt, wie unser Präsident,“ fügte er stolz hinzu. Er ist übrigens noch sehr rüstig. Seine Frau meint immer, daß er wohl 50 Jahre zu früh geboren sei.

Herr Böhm kann uns so manches erzählen, bei dem vor allem die Jugend die Ohren spitzen sollte, die zum Teil die Verhältnisse früherer Zeiten gar nicht kennt. Doch was sagte uns Herr Böhm:

„Ich habe die größte Zeit meines Lebens als Schmied gearbeitet und war während dieser Zeit drei Jahre arbeitslos. Das war nach 1920. Drei meiner Kinder arbeiteten ja und ich war aus diesem Grunde nicht „arbeitsbedürftig“. Auch vor dem 1. Weltkrieg war es nicht besser.

Als ich einmal einen Schlaganfall erlitt und 18 Monate liegen mußte, hat man mir hinterher nicht einmal die Möglichkeit gegeben, mich irgendwo zu erholen oder eine leichtere Arbeit auszuführen. Im Gegenteil, meine Frau und Kinder warteten auf den Lohn und da hieß es nichts weiter, als feste mitarbeiten. Für meine Verbesserungen, die ich an den Maschinen selbst vornahm, um eben im Akkord mehr zu verdienen, erhielt ich nicht etwa eine Prämie, wie das heute der Fall ist, im Gegenteil, der Lohn wurde noch gekürzt.

Ich erinnere mich noch sehr gut daran, wie man früher die Wahlergebnisse zusammenbrachte. Ich hatte einen Onkel als Rittergutsarbeiter auf dem Dorfe. Ich war damals 18 Jahre und als er nach Hause kam, brachte er einen Wahlzettel mit. Er sagte zu seiner Frau: „Juhlchen, heb den Zettel gut auf, den hat mir mein Herre gegeben, und wenn der den wählt, dann ist er auch für uns gut.“

Und so wählten denn einträchtig mit dem Rittergutsbesitzer auch seine Landarbeiter ein und dieselbe Partei. Und das war eben dann „Demokratie“.

Schon aus diesem Grunde sage ich mir heute, daß viele Parteien, die nach außen hin gegeneinander arbeiten, uns gar nichts nützen können. Denn wo haben uns denn all diese Zersplitterungen hingebacht, in den ersten Weltkrieg, in den zweiten Weltkrieg und schließlich mich und meine Frau aus der Heimat vertrieben.

Es war für mich gar nicht so leicht, nach 1945 mit 60,80 DM Rente auszukommen, aber heute erhalte ich ja schon 95 DM. Wenn es auch langsam bergauf gegangen ist, so kann ich aber sagen, daß die Parteien heute, wenn sie weiter so gemeinsam arbeiten, und das haben wir ja alle erlebt, auch die Rente weiter erhöhen werden und die Preise weiter senken.

Dabei ist es so, daß ich trotz meiner 79 Jahre nicht etwa bloß zusehe, wie die anderen arbeiten, ich habe neulich einmal Plakate gelesen, da stand darauf, daß unsere Martin-Ofen Schrott brauchen und das kann ich als Schmied am besten beurteilen. Da bin ich eben losgezogen und habe Schrott gesammelt.

Ich ärgere mich bloß immer darüber, daß die meisten Leute so achtlos Eisen und Buntmetall in die Asche werfen, wo wir das doch alle so notwendig brauchen. Und ich sage mir, wenn das eben für den Aufbau gebraucht wird, dann müssen wir jedes Kilo Schrott sammeln. Als Anerkennung für meine Arbeit erhielt ich bis jetzt 9 Lose, auf die ich zusätzlich noch für mich etwas gewinnen kann.“

\*

Wir hatten inzwischen Gelegenheit, auch mit Frau Eichner einige Worte zu wechseln und auch ihr Leben gibt uns reichen Aufschluß:



Herr Böhm

„Anfang 1945, ich war damals 21½ Jahre, ein kleines, mickriges Ding. Ich arbeitete in einem Schuhwarengroßhandelsgeschäft, das gleichzeitig einen Laden hatte. Unsere Arbeitszeit dauerte von 8—19 Uhr mit einer Stunde Mittagspause. Denken Sie aber nicht, daß um 19 Uhr schon Feierabend war, oh nein, ich mußte Schuhpakete austragen zu den „gnädigen Frauen“, die zu fein waren, ihre Schuhe selbst mitzunehmen. Und manchmal wurde es ein ganzes Stück nach 20 Uhr, bevor ich nach Hause kam.

In den Jahren zuvor war ich dienstverpflichtet in der Rüstungsindustrie und dort sind mir die Augen aufgegangen. Das bestimmte auch meinen weiteren Lebensweg und meine heutige gesellschaftliche Tätigkeit.

Ich stand an einer Drehbank und drehte Granaten, Bomben und U-Boot-Teile. Mit mir arbeiteten zahlreiche Ausländer, Franzosen, Belgier, Polen. Der Abteilungsleiter ging nur mit Peitsche und Hund durch unsere Abteilung. Infolge einer Krankheit konnte ich damals diese schwere Arbeit nicht mehr ausführen. Daraufhin wurde ich von der Gestapo verhört. Ich sollte angeblich die Arbeit verweigert haben. Erst, nachdem sich die Ärzte energisch ins Mittel legten, wurde ich an eine Bohrmaschine gesetzt. So sah die Sorge um den Menschen bei den Faschisten aus.

Neben mir arbeitete damals eine Kollegin, Erna Pusch aus Jüterbog. Sie hatte zu Hause sieben Geschwister, die sie mit ernähren mußte. Sie konnte es nicht verstehen, daß ihr Lohn bei gleicher Leistung niedriger war, als der des Mannes. Und das hat mir damals auch zu denken gegeben. Das war mit ausschlaggebend dafür, daß ich heute als Frau und Mitglied der CDU am gesellschaftlichen Leben unserer Republik Anteil nehme, denn sie garantiert uns Frauen vollkommene Gleichberechtigung.“



Frau Eichner

Zum Abschluß unseres Besuches in der Mühlgasse 2a klingeln wir noch einmal an der Wohnungstür der Familie Etzold und wenige Augenblicke später sitzen wir in der Wohnstube Herrn Etzold gegenüber, der uns ebenfalls einiges zu sagen hat. Er ist als Maschinensetzer seit über 40 Jahren im Beruf tätig und hat schon viele Wahlen mit erlebt.

Gerade in seinem Beruf sind Wahlen von jeher schon Hochsaison gewesen, aber während er früher Wahlauftrufe für Vertreter der Reaktion setzen mußte, sind es heute Wahlplakate, die die Interessen aller Werktätigen und damit auch seine Interessen propagieren.

Doch nicht nur diese Art Wahlvorbereitung hat sich grundlegend verändert, Rechenschaftslegung, Vorstellung der Kandidaten, Erteilung und Verwirklichung von Wähleraufträgen, das alles, so sagt Herr Etzold selbst, war damals undenkbar. Statt dessen gab es eine Vielzahl von Parteien mit verschiedenen Zielen und während der Wahlperiode setzte ein harter, meist handgreiflicher Kampf ein. Aber auf das Gesamtergebnis der Wahl hatte das keinen Einfluß, denn die Reaktion wußte es zu verhindern, daß sich die Arbeiter zueinander fanden und sie beseitigten.

Herr Etzold begrüßt es, daß es diese Form des Wahlkampfes bei uns nicht mehr gibt und stattdessen alle Kräfte für die Wahl der besten und fortschrittlichsten Vertreter aus der Bevölkerung eingesetzt werden. Und damit hat Herr Etzold das ausgesprochen, was das Wesentlichste an unserer Volkswahl ist.

\*

Die alte Holzmühle, das jetzige Wohnhaus in der Mühlgasse 2 a, ist ein Haus unter vielen in unserer Republik, das mit seinen Bewohnern von der Vergangenheit und auch von der Gegenwart erzählen kann: wie es damals war, als sich die besten Kräfte unseres Volkes in Parteienhader zersplitterten und wie sich das alltägliche Leben verbessern kann, wenn wir gemeinsam dafür kämpfen. Und wie sich das in unserer Republik ausgewirkt hat, davon haben wir auch bei unserem Besuch in der Mühlgasse 2 a in Borna erfahren. Sind Sie sich dessen bewußt, daß wir in der Zukunft noch weit mehr schaffen können, wenn wir auch weiterhin gemeinsam am Aufbau unserer Deutschen Demokratischen Republik mithelfen?

Vergessen Sie aber auch nicht die hinter uns liegenden Jahre, aus denen die Bevölkerung unserer Republik ihre Lehren für die Zukunft zieht und an denen man erst so recht die großen Fortschritte in unserer Republik ermessen kann.

Am 17. Oktober wählen wir die Vertreter für die Volkskammer und den Bezirkstag. Wenn Sie an diesem Tage vor die Wahlurne treten, dann denken Sie daran, was uns der gemeinsame Wahlauftrag der Nationalen Front des demokratischen Deutschland sagt, daß unsere Deutsche Demokratische Republik eine Arbeiter- und Bauernmacht, ein Beispiel echter Demokratie ist.

Nicht die Konzern- und Bankherren, die Faschisten und Militaristen üben hier die Macht aus, sondern die Arbeiterklasse im Bündnis mit den werktätigen Bauern und allen Schichten des werktätigen Volkes. Wir haben uns für die Zukunft große Aufgaben gestellt, die wir nur zu lösen imstande sind, wenn wir gerade mit der gemeinsamen Kandidatenliste unsere ganze Kraft auf diese Aufgaben konzentrieren.

Diese Tatsache gibt allen Bewohnern in der Mühlgasse 2 a die Gewißheit, daß unsere Regierung weiterhin ihre Interessen vertreten wird.

Darum geben Sie, lieber Freund, ebenfalls wie die Bewohner dieses Hauses Ihre Stimme der gemeinsamen Liste der Kandidaten der Nationalen Front des demokratischen Deutschland.

Preis 0,10 DM

Herausgegeben vom Kreisausschuß der Nationalen Front  
des demokratischen Deutschland, Kreis Borna

---

VEB Form.-Spez.-Druck Borna III/5/8 Lb 1658 20 1521 10 54